

Stefan Andres

Der Palast des Marquis

Der Marquis del Borgo pflegte zu sagen, daß es außer ihm wohl kaum einmal einen Menschen gegeben habe, der sich selber sein Gefängnis habe erbauen lassen, um es dann überdies, da er es liebgewonnen, wieder abtreten zu müssen – und zudem an Sansculotten! Nur ein Wort noch konnte der Marquis auf die gleiche, schreckenerregende Weise aussprechen wie Sansculotten: Tyrann! Bei Sansculotten zeigte er aber wenigstens nicht die Zähne, er stieß dabei nur seinen Atem heftig durch die Nase, womöglich in die meist geöffnete Tabatière, während er beim Aussprechen von „Tyrann“ die Zähne bleckte und die Zopfperücke schüttelte, daß sein Vogelkopf von einer weißen Puderwolke umgeben war.

Als der Tyrann in Person aber erschien ihm sein Landesherr, Karl Emanuel IV., der als König von Sardinien auch über Piemont herrschte und somit auch über den reichen Marquis del Borgo. Der mit Voltaire und Rousseau in der Busentasche stets gewappnete Adelige hatte in einer bänglichen Ahnung seinen Reichtum von Jugend auf als eine Gefahr seiner Freiheit angesehen, und so war er nach Pisa und Florenz gereist, um dort an den Spieltischen den Ballast ein wenig und probeweise abzuwerfen. Da kein Mensch und nicht einmal ein Bauer ohne die Erlaubnis des pedantisch strengen Landesvaters das Land verlassen durfte, kam der Marquis beim König persönlich um die Erlaubnis ein, verwies auf sein gutgespieltes Rheuma – er war ein Freund des Theaters! – und auf das harte Klima der piemontesischen Berge und konnte endlich, nicht ohne den Leibarzt des gründlichen Karl Emanuel bestochen zu haben, mit seinem mehr attestierten als verspürten Rheuma Piemont verlassen. Und in seinen Maßnahmen ebenso gründlich wie der König und ebenso vorsichtig verfahren, so glaubte der Marquis wenigstens, hatte er seine Güter der einzigen Schwester überschreiben lassen, um nur mit einer Rente ausgestattet als freier Philosoph jenseits der Grenze zu leben.

Nach einigen Jahren traf ihn in Pisa ein Brief aus der königlichen Kanzlei, worin ihm klargemacht wurde: die del Borgos schuldeten wie die übrigen Leute von Stand Turin einen Palast. Karl Emanuel war nämlich dabei, die Hauptstadt von Piemont den Städten der übrigen italienischen Staaten würdig an die Seite treten zu lassen; und dazu hatten die Klöster ihre Kirchen und die Adelige ihre Paläste beizusteuern, und zwar nach Ausdehnung und Aufwand, wie der König es vorschrieb. Der Brief an del Borgo hatte überdies einen drohenden Nachsatz: falls er seine Einwilligung in den Palastbau nicht gebe, habe er unverzüglich nach Piemont zurückzukehren. Die Lage des Marquis war umso verzweifelter, als er im Spiel längst sein mitgebrachtes Vermögen vertan hatte. Von seiner Jahresrente aber waren ihm, da er den Brief wie ein Parfümschwämmchen erregt und zornig knetete, nicht mehr als zehn Skudi in der Tasche geblieben. In einem kalten Entschluss und wissend, um nichts anderes als um seine Freiheit zu spielen, betrat er das Kaffeehaus und gewann in derselben Nacht ein Vermögen, das ihn in die Lage versetzte, nicht nur einen, sondern drei Paläste – hätte er sie dem Tyrannen gegönnt – zu erbauen. Er schrieb sofort nach Turin, räumte willig und schmiegsam unerhört großzügige Summen ein, betrachtete die ihm zugesandten Pläne teilnahmslos und mit voltairischem Gelächter im Kreise seiner Freunde, unterschrieb mit Aufatmen und vergaß seinen Palast.

Dem gründlichen Hausvater Karl Emanuel aber kam bei wohlgefälliger Betrachtung dieses Bauwerkes del Borgos der Gedanke, dass ein solcher Mann nicht nur mit seinem außerordentlichen Palast, sondern auch mit seiner leiblichen Gegenwart Turin zu schmücken habe – und schickte dem

Marquis großmütig ein „biglietto regio“ nach Pisa und zugleich die unabänderliche Aufforderung, in dem Palast, der für einen Borgo würdig hergerichtet sei, Wohnung zu nehmen.

So hatte also der vor Wut nun wirklich gelb und krank gewordene Marquis sich selber sein Gefängnis gebaut, denn nicht anders bezog er die Prunkräume, und dem König zum Hohne lebte er ohne Hauspersonal in seinem Palast, in der Flucht der Gemächer nur eine Dienerkammer neben der Küche für sich erwählend. Als einzigen Hausgenossen hatte er eine Ziege, deren Weideplätze die Teppiche und deren Felsengeklüfte die marmornen Prunktreppen waren. Der Marquis betrat nie die Straße, sprach mit keinem Menschen außer seinem Botenjungen und hörte von der Welt nicht mehr als das, was die Glocken läuteten und die Straßenverkäufer schrien. Er war wirklich ein Gefangener seines eigenen Willens geworden, bis ihm eines Tages der Knabe mit Brot und Käse und Wein die Nachricht keuchend hereinbrachte: der König Karl Emanuel sei vor den französischen Freiheitskämpfern geflohen. Der Marquis del Borgo starrte den Kleinen zuerst eine Weile mühsam wie ein Erwachender an. Dann gab er ihm schreiend und in verrückter Freude eine Ohrfeige, sprang von einem Bein aufs andere, warf seine Perücke in die Luft und schrie nur immer: „O heiliger Voltaire, o wunderbare Welt, o süßes Tyrannenblut!“ Als er sich dann endlich gesammelt und die Wahrheit der Botschaft im königlichen Palast eingehend und mit Genuss geprüft hatte, wählte er sich aus den königlichen Kammerdienern, Lakaien, Köchen, Zureitern und Stallknechten eine zahlreiche Dienerschaft, kleidete sie in Livrée, erließ Einladungen an die noch von dem Franzosenschreck nicht verscheuchten Edelleute und feierte ein Fest, das ihm und den Geladenen die Jahre der Tyrannei in einer Nacht auswiegen und wettmachen sollte. Am Morgen dieses Festes, als er glatzköpfig und schnarchend in seinem Bett lag, wurde er von der meuchlingshaften Sanftheit des exköniglichen Kammerdieners geweckt, der ihm entsetzt versicherte, die Sansculotten hätten, während Erlaucht zu schlafen geruht, den Palast in Beschlag genommen. Und als del Borgo ans Fenster trat, sah er seine Dienerschaft mit den wilden, langhosiigen Freiheitsaposteln um eine mit Bändern, Fähnchen und Tannengrün geschmückte Stange auf der Straße tanzen. Der Marquis vergaß beim Anblick dieser Gesichter vorsichtshalber seinen Trotz, mit dem er seinem König geantwortet hatte, und verließ heimlich als glatzköpfiger Alter mit eilig herbeigeschafften langen Hosen seinen liebgewonnenen Palast, derweil die Burschen noch am Tanzen waren. Auf der Straße konnte er nicht anders, als sich noch einmal umzukehren nach dem Ort hin, wo er, wie er glaubte, die einzig schöne Nacht seines Lebens verbracht hatte.

Wenn er den Söhnen seiner Schwester, zu denen er sich verkroch, von der Flucht des Königs und dem Fest jener Nacht erzählte, zum tausendstenmal, geriet er jedesmal in solche Begeisterung, daß die ihm Nächstsitzenden vorsichtig ihre Gesichter zurückzogen; denn er pflegte bei dieser Gelegenheit stets Ohrfeigen vor sich in die Luft hin auszuteilen, und wenn er das Wort „Sansculotten“ sagte, stieß er den Atem in die Tabatière, dass ein brauner Tabakregen auf die Nachbarschaft niederging, wo er auch saß.

Text nach dem Erstdruck im „Völkischen Beobachter“ vom 20.11.1942 (Jg. 55, Nr. 324, Wiener Ausgabe, S. 5.